

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Etwas über die Schweiz

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der König hatte an diesen Reden kein Wohlgefallen, also beschloß er im Stillen, seine Hofleute sehr anschaulich zurecht zu weisen. Bekanntlich giebt es am Meer immerfort zwei regelmässige Bewegungen, vermöge deren das Wasser vom Meer täglich zweimal zu bestimmten Zeiten steigt u. fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. Nun wußte der König gar wohl, daß alsbald die Fluth kommen, und die Plätze, welche er mit der Umgebung am Lifer inne hatte, überströmen würde. So geschah es auch; die Wellen rückten immer näher u. benetzten bereits die Füße. Der König saß unbeweglich, zum wahren Schrecken der Umgebung, die ruhig bleiben mußte, trotzdem daß Wasser und Schaum über Alle hinspritzte. Endlich erhob er sich, u. sprach: „Meer ich gebiete Dir, nicht mehr weiter in mein Land vorzurücken.“ Die Antwort war natürlich nur eine frische Welle, die seinen Stuhl umwarf, u. über die Personen hinfuhr. Jetzt überließ er dem Meer seinen Stuhl, u. wandte sich sehr ernst zu den beschämten Hofleuten, welche die Lehre zu merken anfangen, sprechend: „Wollt Ihr die Macht eines Erdenkönigs nochmals mit der Allgewalt Gottes vergleichen, der durch die Elemente herrscht? Nur Er, u. kein Sterblicher kann dem Ocean gebieten, daß er nicht weiter gebe.“ (Siehe die Abbildung.) Man meldet noch, daß von diesem Tag an der König Kanut eine besonders fromme Stimmung offenbart, und nie mehr den königlichen Schmuck öffentlich angelegt habe. Nur Gott sei groß, der die mächtigsten Könige abrufe, wie es es ihm gefalle.

Dermalen regiert in Dänemark der König Christian VIII., welcher heuer 62 Jahre alt wird. Derselbe hat einen einzigen Sohn, den Kronprinzen Friederich, dermalen 40 Jahr alt, und kinderlos geblieben, nach zwei Ehebindnissen. Somit steht die Erbfolge auf schwachen Füßen. Nun gehören bis jetzt zum Königreich zwei Herzogthümer, Holstein und Schleswig, ursprünglich deutsche Länder, (wenigstens ist es Holstein ganz unzweifelhaft,) welche oben bei Hamburg u. Lübeck gelegen sind, u. die nördliche Gränze von Deutschland bilden. Stirbt einmal der jetzige dänische Mannsstamm, der wie gesagt nur 4 Augen zählt, aus, so treten ganz besondere Verwicklungen ein. Im eigentlichen Dänemark be-

steht nämlich ein Gesetz, daß doch auch die weiblichen Nachkommen die Regierungrechte erben können, während im Herzogthum Holstein nur die männlichen Seitenverwandten erbfähig bleiben. Wer aber das Holstein erhält, der muß auch Schleswig bekommen, weil ursprüngliche Rechtstitel diese beiden Länder verbinden. Um nun Vorkehrung zu treffen, daß eben diese zwei Herzogthümer beim übrigen Königreich erhalten werden, verkündete der König vor einigen Jahren einen offenen Brief, als ob im Allgemeinen das dänische Erbfolge-Gesetz auch für die Herzogthümer gelten solle. Dies war gegen das urkundliche Recht derselben, und erweckte sofort großen Verdruß und Widerstand bei ihnen, die ihre alten Beziehungen zu Deutschland nicht aufgeben wollten. Aber auch ganz Deutschland hat in seinen Fürsten und Völkern einmütig erklärt, daß es ein solches unrechtes Verfahren niemals zugeben werde. Ueberall ist im Vaterland durch das unbegründete Anstinnen Dänemarks dieselbe unwillige Aufregung hervorgerufen worden, wie sie Anno 1840 der französische Uebermuth veranlaßt hatte. Das deutsche Volk erkennt, daß man hier die höchsten Rechte in Frage stellen, u. Hochwichtiges für seine Zukunft ohne es abmachen will. Dies wird aber so wenig geschehen, wie das Meer dem König Kanut gefolgt ist. Deutschland wird wie die Fluth sich erheben, u. ungerechte Pläne umwerfen. Wer will wohl u. selig sterben, läßt das Gut den rechten Erben!

Etwas über die Schweiz.

Es sind jetzt gerade 540 Jahre, daß der uralte Verein und Bund eines Hirtenvolkes, woraus die heutige Schweiz hervorging, seine Erneuerung u. seinen Fortgang nahm. Ursprünglich galt er blos unter den Bewohnern der sogenannten Waldstätten, oder den jetzigen Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden, denn nur diese drei bildeten unter dem Schirm des deutschen Reichs eine mit Freiheiten begabte Genossenschaft. Die übrigen Cantone, welche jetzt das Gebiet der Schweiz ausmachen, waren damals noch unterthänig, somit entweder Jährliche oder Oesterreichische, Savoyensche, Burgundische, Bischöfliche, Gräfliche Landschaften. In den Zeiten der



Hinf. Bote 1848.

6

Zähringischen Herrschaft, so ums Jahr 1200, ward der Name der freien Männer von Schwyz zum erstenmal genannt. Diese kleine Völkerschaft zeigte sich gleich anfangs, wie sie noch ist. Ruhiges Hirtenleben auf einsamer Alpe, in reiner Luft, unter höherm Sternenglanz, u. Erscheinungen großer, wunderbarer Natur; das war ihre Schule. Einfache, angestammte Begriffe von ursprünglicher Freiheit und Brüderschaft durchdrangen die Seele, u. gab den Stolz des Selbstbewusstseins. Kraftvoll, von riesenmäßigem Körperbau, bewies ihr Stolz in der Schlacht, daß die weiblich geglaubte Hirten-Arbeit sie nicht entkräftigt habe. — Mitten in schönen Wiesen, am Fuß des Bergs Haken, unweit vom Ufer des Waldstettensees, liegt der Flecken Schwyz, von welchem alle Eidgenossenschaft, die Unabhängigkeit der Schweiz u. die Ehre dieses National-Namens ausgegangen ist. Die Männer von Schwyz, Uri u. Unterwalden, ursprünglich Glieder eines Stammes, haben, voraus vor den Städten und Ländern des nach ihnen genannten Volks, ein eigenthümliches Feuer für ihre uralte Freiheit u. ihre Rechte, und, so nicht ein Partheihaupt sie irre macht, einen geraden mannhaften Biederfinn.

Ueber ihre Abkunft ist von Vater auf Sohn aus alten Zeiten folgende Sage überliefert worden: „Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, über dasselbe kam theure Zeit. In dieser Noth versammelte sich die Gemeine; durch die meisten Stimmen wurde beschossen, daß der zehnte Mann das Land verlasse. Diesem Geses mußte jeder, den das Loos traf, gehorchen. So geschah der Auszug der Voreltern von dem Land in Mitternacht mit großem Wehklagen. In drei Haufen unter drei Hauptleuten zogen die Väter, 6000 streitbare Männer, große Leute gleich Riesen, mit Weib u. Kindern, Hab u. Gut; sie schwuren, einander ewig nie zu verlassen. Sie wurden reich an fahrendem Gut, da sie am Rheinstrom siegreich stritten. Sie baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte sie Gott in die Gegend am See, da bauten sie Schwyz. Das Volk mehrte sich, da theilten sich die Leute in die Gegenden von Ury u. Unterwalden, u. in die andern Thäler des Gebirgs hin, so daß bis

in die Grafschaft Greyerz (über Freyburg hinaus) der achte Stamm der Schwyzer erkannt werden mag.“

Es ist von den deutschen Kaisern urkundlich bekräftigt worden, dieses Volk habe den Schirm des deutschen Reichs aus freiem Willen gesucht u. erworben. Diese seltene Ehre war übrigens dem obigen Stamm der Schwyzer allein eigenthümlich, die Kaiser ernannten Reichs-Bögte; zu ihrem Schirmvogt wählten die Schwyzer jeweils einen angesehenen Grafen der Nachbarschaft, und zum Landammann u. Richtern redliche Bürger aus ihrer Mitte, u. von gutem Wohlstand; denn für Freiheit u. Ordnung sorgte am besten, wer etwas zu verlieren hat. — Besonders freundlich zeigte sich ihnen der große deutsche Kaiser Rudolf, als Graf Habsburg lange ihr Schirm-Vogt, u. als solcher wohl vertraut mit ihren Gerechtfamen. Auch hatte derselbe zuletzt viele Erblande, von Thurgau bis Basel hin, erworben, die nach seinem Tod sein Sohn, König Albrecht, eifrig vermehrte. Dies gab den Schwyzern ernste Besorgnisse, dazu kam ganz ungewohnte, harte Besteuerung u. zuletzt grausamer Druck zügelloser Bögte: so daß mit dem ersten Tag des Jahrs 1308 das Volk in den Waldstetten sich für seine ursprüngliche Freiheit wie ein Mann erhob, u. den alten Bund gemeinsamer Brüderschaft erneuerte. Hieher gehören die Erzählungen vom Schwur der Männer auf dem Rütli, vom Gessler u. vom Wilhelm Tell. Ehe noch 50 Jahre verlossen, ist der eidgenössische Bund, der zuerst, wie oben gemeldet, nur die drei Urkantone Schwyz, Uri, Unterwalden, und die Bürger der Stadt Luzern umfaßte, auf Zürich, Glarus, Zug u. Bern, oder die sogenannten Salten Orte, (Cantone) ausgedehnt worden. Diese acht Orte gelobten sich zu einer treuen Gesellschaft, die auf alle Zeiten hin sich gegenseitig schützen u. helfen wolle. Es folgten nun viele u. schwere Kriege; mit Oestreich gegen das man gewissermaßen die Erbunterthänigkeit brach, mit Frankreich, mit Burgund u. s. w. Es sind aber ebenso viele glänzende Seiten in der Geschichte, denn niemals hat die gegenseitige Treue u. Standhaftigkeit sich rühmlicher erwiesen, als in den Kriegen, welche die schweizer Eidgenossen bis zur Anerkennung ihrer Freiheit u. Unabhängigkeit führten. — Sie erfüllten einen Zeitraum von

mehr denn 150 Jahren; es ist die Helbenzeit der Schweizer, worin sie mit keinem Volk der Erde die Vergleichung scheuen dürfen; sie endigen plötzlich in stille Jahrhunderte, auf den kriegerischen Ruhm folgte friedliches Glück. —

Wie treuherzig die Schweizer damals gegen einander im Leben u. Thun gewesen sind, davon soll mit den Worten eines alten Chronikenschreibers jetzt erzählt werden:

Der Burgunderkrieg war vorbei u. die Eidgenossen hatten guten Frieden unter sich u. Andern. Da sagten an einem schönen Morgen im Jahr 1487 die Zürcher: „laßt uns unsere Freunde in Altdorf besuchen, und mit ihnen das Fest ihres Schutzpatrons, des guten heiligen Martins, feiern.“ Da zogen bei 80 Zürcher zu Pferd, u. über 130 zu Fuß, an ihrer Spitze Bürgermeister Ruost, nach Uri. Nach drei Tagen, die sehr schnell in Freuden verfloßen, verließen die Zürcher Altdorf. Da wurden sie von den Schwyzern gebeten, zu ihnen zu kommen, und fügten diese bei, sie sollten besser bewirthe werden, als bei ihrer Durchreise vier Tag vorher.“

„Deß ward man ihnen zu Willen, u. saßen also die Herren von Zürich zu Stufen in's Schiff, u. gesegneten (beabschiedeten) die von Uri, u. fuhren mit den Eidgenossen aus dem Land Uri in das Land Schwyz, gegen Brunnen. Zu Brunnen angelanget, wollten die Herren von Zürich den Schiffsfnechten von Uri ihren Lohn ausrichten, aber die Schiffeute wollten von nichts hören, nahmen keinen Pfennig, u. fuhren wieder heim.“

„Nun zogen die lieben Eidgenossen von Zürich gegen Kilchgassen, da waren die Männer von Schwyz versammelt, wohl an 800 Mann, die alle in einem weiten Ring stunden, an einer schönen Matten. Da zogen meine Herren von Zürich zu Ross u. zu Fuß an einem Rädli zu ringsum; da dies geschah, so ruft des Landes Waibel, daß männiglich schweige. Da hub der Landamman von Schwyz an, und empfing die Freunde von Zürich im Namen aller Landsleute so freundlich u. tugendlich, als ob sie alle rechte Brüder wären. Demnach beschied man Jedermann, wo ein Jeglicher zu Herberg sein sollte, und da Jedermann zu Herberg kommen war, da war auch der Imbis gar köstlich zugericht. Demnach aß man, nach

dem Essen hatte man einen schönen Tanz, u. vertrieb Jedermann den Tag mit Freuden.“

„Darnach nahmen die Herren von Zürich von denen von Schwyz auch Urlaub; also baten die von Schwyz, noch einen Tag bei ihnen zu bleiben. Da gaben die Zürcher zur Antwort, daß es nicht wohl sein könnte, inmaßen ihre Stadt Zürich ganz ohne Rath stünde, so möchte es geschehen, daß Leute rechtlos bleiben müßten, denen doch Tag gesetzt wäre von Rath u. Gericht für nächsten Samstag. Also erlaubten die von Schwyz freundlichen Urlaub, doch mußten sie vorher mit ihnen zu Nacht essen.“

„Und als man nun das Nachtmal auch fröhlich vertrieben hatte, so schenkten noch die guten Männer von Schwyz allen Insaßen, die Bußen schuldig waren, das Bezahlen, u. nahmen, zum Gedächtniß der freundnachbarlichen Ankehr, keine Buße von ihnen. Darnach sagten die von Zürich zu denen von Schwyz, daß sie auch so thun, und zu ihnen nach Zürich kommen sollten, u. gebrauchte der ehrwürdige Bürgermeister von Zürich folgende Worte:

„Insonders gute Freunde und liebe Eidgenossen! Rath und Gemeinbe der Stadt Zürich fühlen den Werth Eurer biedern Gastlichkeit. Nicht nur uns bleibt eure Liebe und Herzlichkeit unvergesslich, sondern auch Kindern und Kindskindern wollen wir sie zu treuem Gedächtniß vermelden. Und wenn je in spätern Tagen, wenn wir längst Staub u. Asche sind, unsere Enkel sich entzweien sollten, was Gott verhüte, wenn je von unserer Seite die einstige Freundschaft auffer Acht gelassen würde, dann laßet Eure Enkel die unsern mahnen an Pflicht und Dankbarkeit.“

„Sodann nahm jedermann vom andern Urlaub u. zogen zu Ross u. zu Fuß gegen Urth am Zugersee. Da war bei allen Wirthen genug bestellt von guten Fischen u. Wein, und wer essen u. trinken wollt, dem gab man genug, und nahm aber niemand nichts von den Herren von Zürich.“

Diese treuherzige Erzählung des alten Chronikschreibers giebt ein anschauliches Bild von den löblichen Zuständen der alten Schweiz, u. den damaligen wahrhaft brüderlichen Beziehungen der Cantone zu einander. Vergleicht man sie mit den Zuständen der jezigen Zeit, so muß jedem Freund der Menschheit das Herz bluten. Die Schweiz sollte eigentlich eine Zufluchtsstätte des Friedens u. der Ord-

nung, ein Musterbild geselllicher Freiheit sein; denn an u. um ihre Berge ist sie aus Deutschen, Franzosen, Italienern, aus Katholiken u. Protestanten, zusammengesetzt; gleichsam als ob die Vorsehung sie zu einem Depot der Freiheit, zu einer belehrenden Volkerschule, ausersehen hätte. Dermalen aber bietet sie nur das widerliche Schauspiel innerer Zerrissenheit, blutiger Feindschaft, mißtrauischen Grolls dar; mitten im Frieden bedrohen frevelhafte Freischaarenzüge Leben u. Eigenthum; böse Büben aller Nationen suchen in der Schweiz tolle Pläne und Absichten praktisch zu machen, und was das bedenklichste bleibt, die schlimmsten Leidenschaften nehmen den Glauben zum Vorwand, damit sie unter diesem Schild um so wirksamer für ihre bösen Zwecke arbeiten können. Jeden redlichen Schweizer muß ein schmerzliches Gefühl ergreifen, bei solchen Rückblicken und bei den Mahnungen der Gegenwart. Die fast alljährlich wiederkehrenden revolutionären Bewegungen haben den Glauben an die Herrschaft des Gesetzes erschüttert. Nicht auf dem Land, oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruht eines Volkes Fortdauer und Name, sondern auf der Würde u. Unteilbarkeit seines Nationalcharakters. Zeiten kommen, Zeiten schwinden! Ihr Schweizer, die Ihr jetzt einer Zukunft voll Drangsal entgegen sehen müßt, Ihr könnt Euch helfen, wenn Ihr zur alten Treu redlicher Eidgenossen zurückkehrt.

„Lernt, Schweizer, eure Macht, sie ist in eurer Treu,
D. würde sie doch jetzt in jedem Schweizer neu!“

Muth im Mißgeschick.

Einst war die See-Stadt La Rochelle in Frankreich mit von den berühmtesten und thätigsten der dortigen Handelsplätze. Ein muthiger, einträchtiger Geist belebte die Bürgerschaft, und stärkte sie zu allen Unternehmungen. In den frühern bürgerlichen und Religions-Kriegen der Franzosen diente die Stadt den Reformirten als Hauptwaffenplatz. Nach einer schweren Belagerung von 14 Monaten, während welcher an 15,000 Menschen vor Hunger und Elend starben, eroberte es Anno 1628 die Armee des Königs, gegen den sie damals im Streit waren. Ein großer

Theil der Bürger floh nach Amerika; die übrige Stadt kam in Verfall.

Zu Zeiten ihrer Blüthe, es sind jetzt mehr als hundert Jahre, lebte daselbst als einer der angesehensten und reichsten Bürger der Kaufmann Auffredy. Er galt für einen der glücklichsten u. unternehmendsten Handelsherrn; seine Schiffe gingen nach den fernsten Meeren und Ländern. Einst hatte er mehrere derselben nach dem Morgenlande abgesendet, und in diese Unternehmung den größten Theil seines Vermögens gesteckt. Da verbreitete sich die Nachricht, jene Schiffe seien verunglückt; und diese Angabe ward um so wahrscheinlicher, weil der Kaufmann schon lange keine Meldung von den Schiffsführern empfang. — Ein Handelsherr der Art steht natürlich Weise in vielen Verbindungen und Geschäften; sein Credit ist meistens größer, als sein Vermögen. Eine Hiobspost regt daher gewaltig auf, weil gar viele Leute bei seinem Wohl oder Weh theilhaftig sind. Wer jetzt irgend eine Rechnung mit Herrn Auffredy zu reguliren hatte, ward nun besorgt, und kam eilends herbei, um seine Forderung sofort bezahlt zu erhalten, und da, wie erwähnt, der größte Theil seines Vermögens jenen Schiffen anvertraut worden, so blieb ihm, nachdem er alles weitere getilgt, eben nichts übrig, als der ehrliche Name und vollständige Armuth.

Zu allen Zeiten haben die Unglücklichen keine Freunde. So ging es auch dem armen Auffredy. Jetzt zogen diejenigen sich zurück, die in den glücklichen Tagen ihm schon gethan, sich zu ihm gedrängt, oder mit ihm gefaselt hatten. Wäre er schwach gewesen, so hätten diese Erfahrungen ihn vollends niederbeugen müssen, aber sein Muth blieb größer als sein Mißgeschick. Er entschloß sich schnell, und gesellte sich zu den Tagelöhnern, welche im Schweiz des Angesichts ihr Brod verdienen, er arbeitete gleich ihnen, und schützte seine Familie dadurch vor dem bitteren Mangel. Mit Achtung, oftmal auch mit Spott, sahen die Leute auf ihn, er aber blieb gelassen in diesem schweren Glückswechseln, verfasste, wie verdrossen die harten Arbeiten eines Lastträgers bei den Schiffen, gewann so seinen täglichen Unterhalt, und war nur froh, des Bettelns überhoben zu werden. — So ging es geraume Zeit. Eines Abends saß er, müde